

(Nachdruck verboten.)

11)

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„I hätt di scho it g'fragt, und frag' di nacha aa net, bal i außi geh und hau f' mit da Soagl (Peitsche) zu'n Hof außi!“

„Du?“

„Ja, i!“

„Dös will i seh'n!“

„Dös ko'ft glei seh'n, bal's d' am Fensta steh bleibst!“  
Lenz griff an die Türklinke.

„Da bleibst!“ herrschte ihn sein Vater an.

„Was nacha!“

„Du bischt a Mannsbild, und vo Dir balang i was anderst, als wia von dem dumma Frauenzimma da draußd.“

„Bei Dir waar a jed's dumm, dös si den Sauftall it g'fall'n laßt!“

„Was g'wen is, is g'wen; und Du machst as it anders!“

„Aba nausschmeiß'n ko i de sell.“

„Na! Dös ko'ft it; Du hoscht no lang foa Hausrecht da herin.“

„So? Dös will i seh'n, bal dös gerichtsmähi (zur Kenntnis des Gerichts kommt) werd, ob a sellene Person in an Haus bleib'n derf.“

„Um dös kümmerst si foa G'richt nix.“

„I zoag 's o! Hoscht mi vastanna? An Kommandant frag i, ob mi dös leid'n müass'n.“

„Geh no und bring d' Schandarm' her; aba Du kümmt nimmer eina, dös mirt da guat!“

„Amal kimm i scho wieda.“

„Na, Bürscheil! Für dös schiab i dir an Rieg'l vor, und auf mei Sterb'n freust Di Du umasunst.“

„Vo so was hab i net g'red't.“

„Aba g'moant host d' as. Amal kimm i scho wieda, sagt der Lack ganz frech zu mir!“

„Dir gib i foan Lack net o!“

„S Mäu halt! Und paß guat auf, was i Dir sag! Wann Du bei da Thür außi gehst und machst ma was drei (kommst mir dazwischen) und sagst was, was mir net paßt, und thuast was, was mir net paßt, Bürscheil, nacha fahr i in der nämlinga Stund in d' Stadt nei' zu'n Levi und laß an Hof z'trümmern.“

„Dös ko'ft Du leicht sag'n . . .“

„Und grad so leicht thoa. I bin besa dabei, wann i z' Dachau drin privatizier und brauch enk Maulaufreißer net um mi rum hamn. Des hab't's mi a so scho a bissel vagräm't, ös zwoa!“

„Mit was nacha? Thua 'r i mei Arbeit net recht'schaff'n?“

„Thua f' halt net, na stell i mir an Knecht mehra eil! Der nimmt sei Geld und is z'fried'n und zähl't net an jed'n Tag in Kalenda nach, bis i übaigib oder o'frag (abfrage)!“

„Du werst vo mir aa nix sellas g'hört hamn!“

„G'hört it. So schlauch (schlau) bist Du freil, daß d' so was it sagt. Aba Aug'n macha und d' Trentsch'n (Tippe) hänga lass'n vo lauta Badruß daß i net glei Schnall und Fall übageh'n hab.“

„Was Du jeh allsammete daher brachtst!“

„Dös, was i scho lang g'spürt hab, woast! Dös, was mi scho lang druckt, dös kümmt jekt anha, weil's Du so frech bischt zu mir! Weil Di Du für mi hi'stellst und sagst, i soll außi schaug'n, wia's Du mein Deanstbot'n mit da Soagl außi haust . . .“

„Bal amal d' Urschula . . .“

„Jekt red i! Bischt Du aa no oana, daß Du dein' Vatern mit 'n Schandarm kümmt? Wo nimmst denn Du Dei Recht her, daß Du a so aufdrast? Dös sell möcht i wiß'n.“

„Mi sagt grad, daß mi so was it leid'n muas . . .“

„Muast aa net! Koa Stund net! Bad z'samm und geh und kaff Dir a Häuslersschach von Dein Muattagat . . .“

„Dös hon i vom Vatern it vadeant, daß mir da Strohsack vor d' Thür g'schmiss'n werd!“

„Dös host Du Dir in dera Stund vadeant mit Deina Frechheit, und bal's Dir it g'fallt, kost mi ja über dös aa'r o'zoag'n bei de Schendarm'. Mei Liaba, dös hab i Dir in's Back'l druckt (etwa: das wird Dir nicht vergessen werden), daß d' mir Du mit 'n G'richt und mit da Polizei daherkamst! Frag amal Dein Kommandant, wia ma dös macht, wann da Herr Sohn 's Recht hamn möcht, und der Alt laßt 's it her. Vielleicht hilst a Dir, Du ausg'schamta Kerl, Du!“

„I hab g'rad g'sagt . . .“

„Du hoscht g'sagt, daß Du mi o'zoagst! Daß Du Dein' Bakern o'zoagst, hoscht g'sagt.“

„Dös hon i aa net so ernst gmoant . . .“

„Na, gib i Dir an G'paß o, gel! So red'n d' Handwerk'sbursch'n mitanand, aba net zu mir.“

„Ja no, bal i einafimm, und woant mir d' Urschula was für . . .“

„Na gehst du rei' und bischt frech! Scheniern brauchst du di ja it, und mit mir werst du glei ferti. Und bal's dir selm it g'lingt, host ja d' Schandarm' auf deine Seit'n . . .“

„I sag da ja . . .“

„Mir mehr sagst, und außi gehst! I will di nimma hamn da herin.“

„Und de . . . de ander da, de bleibt?“

„So lang, als i will, oda bis d' Schandarm' femman und mi bahast'n.“

„Bata, laß 's guat sei!“

„Nach, daß d' weita kümmt, und geh an dei Arbeit und laß mi nix mehr hör'n vo dera G'sicht! Und dös will i dir no sag'n: zwoamal hab't's mi ös dumme Luada aufg'halt'n, daß i da Benzi net heut scho an Lauspaß geb'n hab. Berscht de ander da draußd, und jekt du!“

„Bata, sei g'scheit und thua f' weg!“

„Na, sag i! Einst moanst du, i scheuch d' Schandarm'. Und jekt geh! I mag nix mehr hör'n.“

Lenz sah, daß keine Zeit mehr war für gute oder gar für zornige Worte. Er hatte noch nie einen ernstern Auftritt gehabt mit dem Alten und merkte zu spät, daß eine unbedachte Rede nicht gar so leicht verklingt, sondern einen tiefen Riß aufstun kann; und ihn reute, was er gesagt hatte.

Er ließ den Kopf hängen und zog die Türe still hinter sich zu.

„Wst! Lenz!“

Die Ursula wisperte ihm aus der Küche zu.

„Lenz, geh eina!“

Er zögerte, ging aber doch zu ihr.

„Daß er gar so g'schriean hot?“

„Geh weg! Du host mi in was schön's einbracht.“

„Jekt kamst du aa'r a so daher! Was ko denn i dafür? Müass'n mi zuauschaug'n, bal so was g'schieht?“

„A, hör auf und redt it! I wollt', i hätt mi it eini g'mischt!“

„Du muast ja glei gar zu der andern helfa!“

„Gätt'ft dei Mäu g'halt'n, na hätt er i' selm außi g'schmiss'n.“

„Dös glaabst du? Da bischt d' schön dumm!“

„I moan', de Dumm' bischt bloß du g'wen!“

„Da . . . da schaug! Jekt kümmt sie! Sie geht zu eahm eini!“

Ursula deutete hastig gegen das Türfenster hin; ihre Blicke hingen sich an der Benzi fest, die ins Hausflöz herein kam und aus den Pantoffeln schlöff.

„Schaug hi!“ wisperte sie erregt.

Aber die Magd war schon in die Stube eingetreten.

Die Augen der Ursula funkelten und schauten den Lenz vielsäugend an.

„Host as g'eh'n?“

Er gab ihr keine Antwort und biß an den Fingernägeln.

„Dös muas i hör'n, was de mitanand hamn,“ flüsterte die Ursula wieder und wollte hinaus.

„Du bleibst da!“

„Laß mi do lus'n! (lauschen)“

„Na, sag' i. Bal des Mensch rauskam und di bei'n hoch'n derwischt? Soll f' des aa no im Dorf rum bazähl'n?“

Er hielt sie am Arm fest und stellte sich vor die Türe. —

Benzi stand in der Stube vor dem Schormayer; sie hatte ein Lächeln in den Mundwinkeln, als sie nun fragte:

„Was willst na von mir? Du host g'sagt, i soll kemma.“  
 „Ja so. I hab g'hört, d' Ursula hat di ausg'schafft? (ausgeschimpft)“

„Freili! Heut in da Fruah, woacht! Sie hat ja all's g'hört, geschtern auf d' Nacht. I hab dir 's glei g'sagt, daß...“  
 „Wo geschtern woach i niz mehr. Desweg'n hab i di net kemma lass'n.“

„Net? Ja, was...?“  
 „Was i dir sag'n will, is dös, daß du bis Nachtmeß 's Weib'n host.“

Benzi kicherte.  
 „Du, pah auf, aba wenn...“  
 „Daß du bis Nachtmeß bleib'n kost, hab i g'sagt, und desweg'n brauchst it so dumm lacha. Zum Lacha gibt 's gar niz. So, und jetzt gehst wieda aufi und machst dei Sach mit Ordnung!“

Benzi schaute ihn verblüfft an; er drehte ihr den Rücken zu und sah zum Fenster hinaus.

Da sagte sie recht kleinlaut „Adjäh!“ und schlich lautlos in den Flöz und schloß wieder in ihre Pantoffeln und Klapperte in den Hof hinaus.

„Gar so viel müassen I net dischriert hamn,“ sagte der Benz in der Küche.

„Dös ander sagt er ihr nacha scho auf d' Nacht bal er wieda aufischlafft,“ antwortete Ursula.

(Fortsetzung folgt.)

## Karl.

Eine Szene aus dem Kinderleben.

Von Hermann Conradi.

(Schluß.)

Aber es geht eine Viertelstunde nach der andern hin, und die Mutter kommt nicht. Es ist schon neun Uhr. Der Mann wird schon ärgerlich auf seine Frau. Was ist das für eine Mutter! Hat sie nicht einmal so viel Liebe für ihr Kind, daß sie die paar Straßen weit herhuschen kann, nach dem Knaben zu fragen?

Da liegt der kleine Karl nun, auf dem harten Hausmannsbett, — er schläft ja, — Gott sei Dank! — Aber sein Atem geht doch beängstigend schnell — er raselt so eigentümlich — und dann die Röte auf den Backen und die eingefallenen Augen, die tief in ihren Höhlen liegen und schier unheimlich aussehen in dem trüben, verschwommenen Licht der Lampe — unheimlich wie die Augen eines Toten...

Jetzt ist es halb zehn — und da schlägt die Klingel an, die oben in der Zimmerede hängt. Der Mann zuckt zusammen. Es ist ihm, als käme da einer — einer, der — o Gott! Wer steht draußen vor der Tür? Wer begehrt Einlaß? Der Vater starrt erschrocken auf sein Kind... Er hat in den letzten Minuten ein wenig vor sich hingeträumt — nun muß er sich erst wieder zurechtfinden... Unwillkürlich ist er etwas näher ans Bett herangerückt und hat die eine Hand auf die Decke gelegt... Geht da nicht die Tür auf? Nein! Aber die Glocke schlägt noch einmal an — und jetzt ist der Mann wieder ganz klar bei Verstande — er weiß, draußen steht die Mutter und verlangt nach ihrem Kinde...

Er stürzt hinaus und zieht den Riegel zurück...

„Wo ist der Junge? Ist was passiert?...“

„Passiert? Er ist drinnen bei mir...“

„Warum hast Du ihn denn nicht nach Hause geschickt — Du weißt doch, daß ich mich tot ängstige!“

„Ich habe hier auch schöne Angst ausgestanden!“

„Allmächtiger Gott? Was ist denn?“

„Karl ist krank...“

Jetzt stehen die beiden vor ihrem Kinde. Die Mutter kann kaum ein Aufschreien unterdrücken. Wie sieht der Junge aus! Wie 'ne Leiche!... Er stirbt ja!

„Aber was hat er denn nur gemacht, Karl?“

„Schrei nicht so! Der arme Wurm will schlafen.“

„Aber was machen wir denn mit ihm?“

„Was wir machen! 'ne Frage! Du nimmst ihn auf den Arm und trügst ihn nach Hause. Das ist das einzig Vernünftige...“

Hier kann er nicht bleiben, Wilhelm kann alle Minuten kommen — und ich will nicht, daß er merkt, der Junge hat im Bett gelegen. Also fix!...

„Aber ich kann ihn doch nicht so tragen — ohne Tuch — ohne alles — 's ist windig — und das Kind hat Fieber — sieh doch bloß mal, wie rot die Backen sind! Und — ach Gott — die kleinen heißen Patschhändchen!... Das arme Kind!...“

Der Mutter laufen die heißen Tränen aus den Augen...

„Mal Flenne nicht, Weib! Das hilft nichts!... Der Junge

muß nach Hause — ins Bett — ich komme gleich nach zehn — vielleicht ist der Doktor irgendwo aufzutreiben — will nachher mal hingehen!...“

„Aber ich habe ja kein Tuch! Und der scharfe Wind!...“

„Nimm Deine Schürze und wickle den Jungen fest ein — bis dahin wird es gehen — dann packst Du ihn gleich ins Bett und machst kalte Wasserumschläge — es ist doch nun mal nicht anders!...“

Die Mutter bindet die Schürze ab. Dann zieht sie den Knaben aus den Kissen auf den Arm... Der läßt alles ruhig mit sich geschehen... Die Augen bleiben geschlossen. Die Armechen hängen schlaff herab, der Kopf fällt auf die Brust nieder...

Die Mutter kann sich nicht enthalten, einen Kuß auf die Lippen ihres Kindes zu drücken.

„Mein liebes Karlchen, was hast Du nur gemacht!...“

Dann schlägt sie mit der Rechten die Schürze um den schwächlichen Leib des Knaben und verumhüllt ihm das Gesicht. Nur das kleine Stumpfnäschen guckt noch heraus und die Füße sind sichtbar... Dann geht es nach Hause. Die Frau läuft so schnell sie kann. Die Lust ist empfindlich kühl und der Wind ziemlich scharf, besonders an den Ecken. Und sie muß oft genug um eine Ecke biegen, denn in dieser Stadtgegend setzt sich Gäßchen an Gäßchen — ein buntes verächwommenes Gewirr enger, schmutziger Straßen und unappetitlicher Gassen!...

Der Mann ist wieder in sein nüchternes, kahles Zimmer zurückgekehrt. Er atmet unwillkürlich auf. Gott sei Dank! Es ist ihm doch nun ein wenig leichter, wo er weiß, daß sein Kind nach Hause kommt. Nun hat er doch nicht mehr allein die Verantwortung!

Er tritt ans Bett und streicht und zupft die Kissen zurecht, damit keiner merken soll, daß schon jemand darin gelegen...

Dann setzt er sich an den Tisch und schraubt die Lampe höher. Sein Blick fällt dabei auf die Blätter des Schundromans. Soll er weiterlesen? Er hat eigentlich nicht besonders Lust... Aber 'n bißchen Ablenkung wäre auch ganz gut... Er will sich auf andere Gedanken bringen. Und er beginnt zu lesen. Auf der ersten Seite hält er noch öfter inne, blickt auf — ihm ist's, als müsse er sich nach dem Bett umsehen, aber der Junge schlafe — ob das Fieber nachgelassen... Dann erinnert er sich, daß Karl ja jetzt zu Hause sei... Ach! Es wird nicht gleich so schlimm sein! Morgen früh ist wieder alles in Ordnung. Der kleine Karl kann zwar nicht viel beitragen, aber immerhin!... So'n bißchen Gibe! Das hat jedes Kind mal...“

Und er liest weiter... Es ist halb Elf. Da fährt wieder ein leises Rasseln durch den Draht und gleich darauf schrillt die Klingel auf...

„Ha! Wilhelm! Nun kann er nach Hause gehen. Ja! Er will es sofort tun. So ganz gelegen kommt ihm zwar sein Kollege nicht. Er hätte gern noch 'n paar Seiten weitergelesen. Die Räuber-geschichte wird immer spannender. Aber seine Frau wartet — es ist doch besser so!... Er öffnet die Tür. Wilhelm kommt und bringt noch einen dritten mit.“

„'n Abend, Karl! 'n bißchen später geworden — haben erst noch einen bei Toppen geschmeitert — Du spielst doch mit? Wollen noch 'n kleinen Stat machen! Fix!...“

„Ne, Wilhelm — laß nur heute abend — ich muß nach Hause — meine Frau wartet — und Karl, mein Junge, ist auch nicht wohl — ich habe rechte Angst...“

„Ach was! Der Junge hat auch immer was! Das hört gar nicht auf. Da wird Deine Frau schon fertig werden! Komm nur!“

Und der Mann läßt sich von seinem Kollegen verleiten. Ob er nun 'ne halbe Stunde früher oder später kommt, ist egal! Er hat heute abend genug ausgestanden. Er kann sich 'ne kleine Erholung gönnen. Ach was! Was kann das schlechte Leben helfen! Und dann! Der Wilhelm hat wirklich recht, der Junge hört nicht auf, zu quengeln! Wie hat der kleine Bengel ihm schon das Leben verbittert! Warum muß er gerade so'n Wurm zum Kinde haben? Wie oft hat er sich das schon gefragt! Und immer wieder hat er sich abfinden müssen. Er wird sich auch heute abfinden — ja! Und das geht auf die leichteste und bequemste Weise, indem er sein ganzes Unglück zu vergesen sucht. Da stehen seine Kumpare und fordern ihn auf, 'n Stat zu machen und einen Schnaps hinter die Binde zu gießen. Gut! Er wird's tun!

Er tut's. Die drei setzen sich an den alten, abgenutzten, wackeligen, verrenkten Tisch und spielen ihre Raßt runter...

Es geht auf Zwölf. Die Schnapsflasche, die der Dritte, der etwas tolpatschige Gustav, Wilhelms Schwager, aus seiner schwierigen Kocktische geholt, ist so ziemlich leer. Sie haben alle drei tapfer zugesprochen. Man merkt ihnen die Wirkung des Alkohols auch an. Die Gesichter sind rot, aufgedunsen, die Augen gläsern, die Stimmen sind schärfer, kreischender, abgebrochen, heiser, die Bewegungen edig, hart, unsicher. Karl scheint am meisten „weg“ zu haben. Seine Zunge geht am schwersten und seine Reden sind am unklarsten... Das ist kein Wunder. Er hat seit Mittag keinen Happen gegessen, und nun den Alkohol in den nüchternen Magen: das herauscht doppelt schnell und doppelt stark. Und dazu die Stidluft in dem engen Zimmer, der Schnapsdunst, der ekelhafte, stinkende Qualm aus Wilhelms langer Pfeife, die Aufregung beim Spiel: Alles wirkt zusammen, seine Gedanken immer verwirrter zu machen, seine geistigen und körperlichen Funktionen immer mehr aus dem gewohnten Gleise zu drängen...“

Die Karten gittern in seinen krampfhaft zusammengepreßten Fingern. Seine stieren Augen heften sich auf ihre Figuren und Zeichnungen; was wollen die Frauen eigentlich von ihm? Sie grinsen ihn an, sie steigen von dem Blatt herab und blähen sich auf — sie tanzen um ihn herum — sie setzen sich auf die großen, blauen Wolken, die da aus dem feurigen Auge neben ihm hervorquellen — jetzt brennen die Karten in seiner Hand — sie zerbeißen seine Gelenke — die Flamme kriecht sich in seine Knöchel — und da! — steigt da nicht aus dem roten, glühenden Augen, auf Dampfaffen gebettet, ein bleiches Totenanklitz: die Züge sind weich, verklärt, wie ein stilles, seliges Lächeln liegt es auf ihnen — und mit einem gellenden Schrei: „Duft! Karl! Tot!“ springt der entsetzte, betrunkene Vater auf und stürzt nach der Tür...

Wilhelm und Gustav torkeln schwankenden Schrittes hinterher... Sie sind zu benebelt, um das Benehmen ihres Kollegen allzu auffallend zu finden... Sie verstehen es nicht und fühlen bloß instinktiv, daß Karl hinaus will... Also muß ihm einer aufschließen. Das ist das einzige, dessen sich Wilhelm bewußt wird. Alles andere ist ihm gleichgültig. Gustav will gleich mitgehen. Er schwankt noch mal zurück nach dem Zimmer und holt seine Mütze. Nun kann's losgehen. Er schiebt seinen Arm unter denjenigen Karls, der sich nach Art eines Starkbetrunkenen an die eine Lortwegwand in gespreizter Postur gelehnt hatte. Gustav muß den armen Kerl mehr schleppen und zerrn als führen. So taumeln sie denn beide durch die Tür, die Wilhelm nach langem Tasten und Suchen nach dem Schlüsselloch endlich geöffnet hat, hinaus in die feucht-kalte Frühherbstnacht...

Zu Hause ist unterdessen der Junge, der arme, kleine Karl gestorben. Als das sein Vater hört, schlägt er besinnungslos hin.

Am andern Morgen geht Großpapa Steinbeck mit seinen beiden kleinen Enkelkindern über den Hof. Sie finden den zerbrochenen, beschmutzten Wagen neben einer Fässerlage. Unwillkürlich bücken sich die beiden Kinder nach dem zerschundenen Spielzeug. Ein Zug flüchtiger Bedauerns, oberflächlichen Mitleids fliegt über ihre hübschen, gesunden Gesichter, denen man die feine Kost und die aufmerksame Pflege auf den ersten Blick ansieht.

„Daß das schmutzige Ding liegen, Bruno — Ihr habt ja oben besseres Spielzeug! Kommt, Kinder! Das Ding kann sich einer der Arbeiter für seine Kinder mitnehmen. Die freuen sich noch darüber. Ich werde es mal Wilhelm oder Karl gelegentlich zeigen.“

Und dabei schleuderte er mit der Fußspitze das kleine verrentete Gespann in eine nahe Ecke...

Der gute Großpapa hatte keine Ahnung, daß sich an diesem erbärmlichen Scherben gestern ein junges Menschenleben verblutet hatte...

## Groteske Schönheit.

Die künstlichen Körperverunstaltungen.

Von Hermann Singer.

Künstliche Körperverunstaltungen sind Gemeingut wohl fast aller Völker, der zivilisierten Menschheit wie der Wilden. Wir selber brauchen da nur an das Korsett zu denken, das, dauernd getragen, die weibliche Figur ja auch äußerlich zu verändern, nicht nur die inneren Organe zu schädigen vermag. Ebenso übt ein so altes Kulturbolk wie die Chinesen die Verkrüppelung des Fußes, und die Versuche, dieser Sitte den Garaus zu machen, haben bisher kaum mehr Erfolg gehabt, als bei uns der Kampf gegen das Korsett.

Wenn wir aber diese und andere Eingriffe in die Natur als Verunstaltungen bezeichnen, so widersprechen wir damit der Anschauung aller derer, die sie an sich vornehmen. Denn es handelt sich in den weitaus meisten Fällen um Bemühungen um die Verschönerung des Körpers in der Absicht, das andere Geschlecht anzulocken. Der chinesische Frauenfuß wird durch unbarmherzige Einschnürungen schon beim kleinen Mädchen um ein Drittel verkürzt. Die Zehen werden, mit Ausnahme der großen, unter die Fußsohle geschlagen, und das Fersenbein wird nach unten abgehoben. Die Kleinheit des Fußes wird aber vornehmlich dadurch vorgehäufelt, daß er nicht ganz im Schuh, sondern zum Teil in der Umhüllung des Unterschenkels steckt. Ein entblößter chinesischer Frauenfuß sieht geradezu widerlich aus mit seiner Verkrüppelung. Den Chinesen aber erscheint er entzückend und auch vornehm. Die Fußverunstaltung ist im wesentlichen auf China beschränkt; doch mag daran erinnert werden, daß auch die Europäerinnen bis vor wenigen Jahren Schuhwerk trugen, das eine Deformation in der Zehenstellung bewirkte.

Selbst ein anscheinend so starrer Körperteil wie der Schädel wird künstlichen Veränderungen unterworfen. Indessen kann das nur in ganz jugendlichem Alter geschehen, wenn die Schädelknochen noch weich und die Nähte zwischen ihnen noch lose sind. Durch Pressung zwischen Brettern oder Umschnürung wird der Kopf mehr oder weniger lang ausgezogen, oder es wird auch nur das Hinterhaupt flach gedrückt, indem man das Kind mit ihm fest gegen eine Bretterunterlage bindet und es nicht eher davon befreit, als bis es

zu laufen beginnt. Diese Schädeldeformation ist vornehmlich unter den Polarkölkern und den Indianern ganz Amerikas üblich. An den alten Peruanerschädeln unserer Sammlungen ist die Verlängerung ganz besonders deutlich zu sehen und so symmetrisch, daß früher von einigen Gelehrten die künstliche Deformation überhaupt bestritten worden ist; aber man weiß heute, daß die jetzigen peruanischen Indianer es noch genau so machen, wie ihre Vorfahren. Aus der Südsee ist die Sitte unter anderem von der Südküste Neupommerns und den Neuen Hebriden bekannt; aber sie ist dort nicht allgemein, und es finden sich in jedem Dorf noch Leute mit normalen Schädeln. Die Deformation wird hier, so sagt Parkinson, gleich nach der Geburt des Kindes in Angriff genommen, indem man den Kopf oberhalb der Augen mit Binden und Bindenzug fest umwickelt. Diese Umwicklung wird täglich erneuert und so lange fortgesetzt, bis die erwünschte Form erzielt ist, das heißt etwa 18 Monate hindurch. Der Grund für die Sitte ist das Bestreben, sich zu verschönen, und zwar sind es weniger die Mädchen als die Knaben, die diesen Dauerschmud erhalten.

Noch weit mehr sind die Weichteile des Kopfes, besonders Ohren und Lippen, der „Verschönerung“ ausgesetzt. Wenn wir Europäer die Ohren nur einfach durchbohren, um Schmudringe und Ohrgehänge einzuziehen zu können, so gehen andere Völker viel weiter, indem sie das Loch in den Oberlappchen derart vergrößern, daß breite Scheiben von Holz, Stein oder Metall darin Platz finden und das Ohr bis fast zu den Schultern herabziehen. Das mag für unsere Begriffe von Schönheit noch hingehen; aber ein ähnlich umfangreicher Lippen Schmud, der stets eine furchtbare Entstellung des Mundes zur Folge hat, erregt unser Entsetzen. Solcher Lippen Schmud ist besonders in Südamerika und Afrika verbreitet. Aus Südamerika nennen wir die Botofuden, die ja nach ihrer Lippen schein (Wotoque) ihren Namen führen, und die Suva am Sangu. Bei den Suva wird die 7 bis 8 Zentimeter breite und 1,7 Zentimeter dicke rote Lippen schein über der Lippending der Unterlippe eingefügt, und zwar tragen nur die Männer diesen Schmud. „Das Loch“, so erzählt Karl v. d. Steinen, „in dem die Scheibe steckt, ist in der Mitte dicht unter dem Lippenrot gebohrt; durch ihr Gewicht fällt sie in eine horizontale Lage; an den Enden geht das gemalte Rot unmittelbar in die Mundschleimhaut über. Im Profil ein merkwürdiger Anblick. Die unteren Schneidezähne, des Drucks der Lippe entbehrend, stehen schief, brechen ab, fallen aus.“

Afrikanische Gebiete mit größerer Verbreitung von Lippen schein sind der Südosten bis nach Deutsch-Ostafrika hinein, ferner die oberen Nil- und Schariländer; aber in Afrika tragen sie nur die Weiber. Eine besonders starke Verunstaltung zeigen die Frauen des Sarastammes; denn sie tragen in beiden Lippen Holz schein. Die obere Scheibe hat nach Kumm 7½, die untere gar bis 15 Zentimeter Durchmesser, mit dem Erfolge, daß die Trägerinnen keine längere Unterhaltung führen können. Ein von dem Reisenden nach dem Ursprung der Sitte befragter Sarahauptling erklärte, die Vorfahren hätten sie eingeführt, um ihren Frauen alle Anziehungskraft auf die mohammedanischen Sklavenräuber zu nehmen. Wir hätten hier also eine Schutzverunstaltung vor uns, wenn der Hauptling recht hätte. Aber seine Auskunft ist schwerlich zutreffend. Sie würde bedeuten, daß die Sara die Lippen schein als eine Verhöhnung empfinden; alle Völker aber wollen doch, daß ihre Frauen sich schön machen. Nicht solche Größe erreichen die Lippen schein (Pelele) der Malondefrauen, aber bis 7½ Zentimeter Durchmesser haben sie immerhin, und es kommt hinzu, daß sie 3 bis 5 Zentimeter dick sind, so daß das schwere Holzstück die Oberlippe nicht selten zerreißt. Dann muß sie geflickt werden. Weule berichtet von einer Malondefrau, daß sie einen Zeugstreifen über die zerrissene Stelle gepappt hatte und nun, um die Heilung der Wunde nicht zu stören, weder sprechen noch lachen durfte. Beim Lachen erscheint übrigens das Gesicht einer solchen Schönen geradezu abenteuervoll. Weniger entsetzlich die von vielen Völkern in die Unterlippe eingeführten Pföde, die aus Quarz sorgsam geschliffen sind.

Zu den Verunstaltungen des Körpers muß man wohl auch die oft furchtbaren auf Gesicht, Brust und Rücken angebrachten Narben, besonders der Afrikaner, rechnen, die Männer wie Frauen tragen. Sie sind zum Teil als Stammesabzeichen, zum Teil auch als reiner Schmud anzusehen. Die Knaben werden häufig in der Pubertätszeit durch tiefe Schnitte auf ihren Rut hin geprüft, und davon bleiben wulstige Narben zurück. Bei der Gelegenheit sei bemerkt, daß Streitwolf zufolge, bei den Makoba im Caprivizipfel dem gleichen Zweck Schläge auf das Rückgrat dienen, die den Knaben nicht selten für sein ganzes Leben zum Krüppel machen. Es ist unglaublich, sagt Klose, was die Bassarileute im Hinterlande von Logo aushalten, um zu ihren Ziernarben zu kommen. So sah er ein junges Mädchen, das sich von einer Künstlerin die Narben einschneiden ließ und dabei, obwohl der ganze Körper mit Blut überströmte, keine Miene verzog.

Das Durchstechen der Nasenscheidewand und der Nasenflügel und das Einfügen von Ringen, Stäbchen, Perlen sind so weit verbreitete Sitten, daß der einfache Hinweis genügen mag; es sind auch nicht eigentlich Deformationen. Eine solche ist aber auf Samoa üblich. Wir erinnern uns der Samoanerkrieger, die in Deutschland gezeigt wurden, oder der Bilder in Reiseverweisen. Die Samoanerin ist durchschnittlich auch nach unseren Begriffen schön, aber gewöhnlich nur von vorn betrachtet. Weit weniger schön ist das uns im Wilde nur selten gezeigte Profil;

Dem die Nase erscheint infolge bider Nasenflügel platt. Die Nasenflügel sind nach samoanischer Auffassung ein Merkmal der Schönheit, und man hilft deshalb nach.

Wir kommen nun zu den Zähnen, die in ihrer ursprünglichen Gestalt und Zahl vielen Menschen gar nicht zu gefallen scheinen, am wenigsten den Africanern. Sehr verschieden ist zunächst das Spitzfeilen der Schneidezähne, wodurch der Mund ein an den Rachen eines Raubtieres erinnerndes Aussehen gewinnt. Dementsprechend wird vielfach geglaubt, Stämme mit spitzgefeilten Zähnen seien Menschenfresser oder besonders wild; aber das trifft durchaus nicht immer zu. Andere Stämme schlagen sich gewisse Vorderzähne aus, zum Teil deshalb, weil sie nicht den Tieren gleichen wollen, die ein vollständiges Gebiß haben. Die Massai ziehen Knaben und Mädchen die zwei mittelsten unteren Schneidezähne aus, damit sie — was zum guten Ton gehört — den Speichel in langem Strahl von sich geben können. So wurde Merker erzählt, der wohl mit Recht meint, die Erinnerung an den wirklichen Grund der Verstümmelung sei in Vergessenheit geraten.

Einer uralten und merkwürdigen Sitte, über deren Ursprung die Meinungen noch nicht geklärt sind, entspringen die Trauerverstümmelungen, die außer in oft grausamen Selbstzerfleischungen und Scheeren der Haare in der Entfernung eines oder mehrerer Fingerglieder, seltener der Zehen oder eines Ohres von Trauern den bestehen. Beispiele sind besonders von den Indianern, aber auch von Africanern und Südeuropäern bekannt; es scheint indessen, daß diese Sitte allgemein im Verschwinden begriffen ist. Von den Schwarzfußindianern hat noch jüngst McClintock berichtet, die Trauern schnitten sich manchmal „etwas vom Finger“, gewöhnlich das erste Glied des kleinen Fingers ab; besonders tiefe Trauer aber gebiete das Verkürzen des Haares. Ein anderer Beobachter, Thomson, sah auf den Fidji-Inseln kaum einen älteren Eingeborenen, dem nicht der kleine Finger einer Hand oder beider Hände fehlte. Eine ältere Nachricht erwähnt einen Siouy-Indianer, der, um seinen im Kampfe gefallenen Sohn trauernd, sich jeden Monat ein Stück von einem Ohre abschneide, und, da die vorgeschriebene Trauerzeit ein Jahr betrug, das Ohr bald ganz geopfert hatte. Bekannt ist die Trauerverstümmelung schon von den Skythen und den alten Ägyptern. Die Ethnologen nehmen zumeist an, daß die Sitte ein Ersatz oder eine Ablösung des Menschenopfers sei. Eine neuere Ansicht aber (von A. Th. Preuß) geht dahin, man habe es mit einem Versuch der Hinterbliebenen, ihr moralisches Gleichgewicht herzustellen, mit der „ältesten Urkunde des sich regenden Bewusstseins im Menschengeschlecht“ zu tun, wobei die Anschauung vorauszusetzen sei, die Hinterbliebenen fühlten sich am Tode des Verwandten mit-schuldig.

Nicht immer aber hat man beim Fehlen eines Fingergliedes Trauer anzunehmen. So herrscht bei vielen Krüstenstämmen Südost-Australiens die Sitte, daß schon den kleinen Mädchen zwei Glieder eines kleinen Fingers oder auch dieser ganze Finger abgeschnitten wird, und da soll es sich nach Horvitz um ein Stammes- oder Berufszeichen (Fischerfrauen) handeln.

## Kleines feuilleton.

### Hygienisches.

#### Ernährung der kleinen Kinder im Sommer.

Wenn schon der Erwachsene während der heißen Jahreszeit eine besondere Vorsicht in seiner Ernährung beachten muß, so ist dies in noch höherem Maße im Kindesalter nötig. Es ist hier zu beachten, wie Prof. Langstein in Berlin mit Recht betont, daß durch die Einwirkung der Hitze nicht nur die Nahrungsmittel verderben, sondern auch die Kinder gewisse Veränderungen erleiden, die unter Umständen dazu führen können, daß sie auch eine gute Eiernahrung nicht vertragen. Selbstverständlich bleiben die natürlich ernährten Kinder vor anderen dauernd im Vorteil. Brustmilch verdirbt nicht und die Verdauungskräfte der Brustkinder vermindern sich im Sommer nicht. Die Mutter des künstlich ernährten Säuglings muß sich klar sein, daß sie nicht einseitig die Güte der Milch im Auge behalten darf, sondern sie muß auch stets bestrebt sein, den Zustand ihres Kindes so zu gestalten, daß eine Verminderung der Verdauungskräfte unter der Wirkung der Hitze nicht eintritt. Daher muß sie in der Ernährungstechnik und in der Pflege des Kindes im Sommer manches ändern, um seine Verdauungskräfte auf der Höhe zu halten. Man gebe daher in der heißen Zeit dem Säugling weniger Nahrung als sonst, verzichte lieber auf jede Gewichts-zunahme, als daß man ein plötzliches Verjagen der Darmtätigkeit riskiere. Auch die Menge des Zudersatzes muß vermindert werden. Die Überfütterung mit Zucker und Milch rächt sich im heißen Sommer oft mehr als die mit Milch. Der Zuderschnuller ist die größte Gefahr für das Kind.

Was man in der heißen Zeit dem Kinde an Nahrung entzieht, muß ihm an Flüssigkeit ersetzt werden; auch der Säugling hat im Sommer ein erhöhtes Durstgefühl, das sich durch Schreien und Unruhe bemerklich macht; gibt man ihm Wasser oder dünnen Tee,

so wird er ruhig. Damit die Verdauungskräfte sich erhalten, muß das Kind möglichst kühl gehalten und vor jeder Ueberernährung in acht genommen werden. Einpaßen in Federbetten und Widel-tücher führt leicht zu Verdauungsstörungen. Der Säugling gehört in der heißen Zeit in das kühle, luftige Zimmer. Was für Säug-linge, gilt auch für die Kinder bis zum zweiten Lebensjahre, deren Nahrung ja auch zum größten Teil aus Milch besteht. Auch hier hüte man sich vor jeder Ueberfütterung und vor der Verabreichung von Nahrungsmitteln, die durch die Sommerhitze leicht verderben.

### Meteorologisches.

Der Mond und das Wetter. Zu den schier unauß-rottbar abergläubischen Vorstellungen, die nicht nur in den weniger gebildeten Kreisen des Volkes, sondern weit darüber hinaus all-gemein verbreitet sind, gehört die Vorstellung vom dem Einfluß des Mondes auf den Gang des Wetters. Wem es jemals gelungen ist, diesen vermeintlichen Einfluß in eine selbst erdachte oder errech-nete Formel zu bringen, hat damit großes Aufsehen und einen starken Erfolg erreicht. Der letzte Heros der Mondmeteorologie war Rudolf Falb, der mit seiner Theorie eine Zeit lang geradezu eine Herrschaft ausübte, aber wie es den Aposteln zu ergehen pflegt, nach seinem Tode bald vergessen worden ist. Die Wissenschaft hat an diesem Schicksal freilich einen gewissen Anteil, da sie sich Veran-lasst sah, den Lehren Falbs durch eigene Arbeiten zu begegnen, in denen die Ohnmacht des Mondes mit Rücksicht auf das Wetter nachgewiesen wurde. Aber keins von beiden, weder der Tod von Rudolf Falb noch der Aufwand der Gelehrten gegen ihn, hat den Aberglauben selbst zum Verschwinden gebracht oder auch nur wesentlich gelähmt. Es ist auch heute noch eine Pflicht der Meteorolo-gen, von Zeit zu Zeit gegen den lieben Mond zu Felde zu ziehen. Wenn man immer noch hört, wie sonst hochgebildete Leute davon sprechen, daß sich beim Neumond das Wetter geändert habe oder ändern werde, wie der Mond die Wolken verdränge oder ähnliches, so kann man sich der Einsicht in die Notwendigkeit einer immer wiederholten Belehrung nicht entziehen.

Ein trefflicher Vertreter der wissenschaftlichen Witterungs-kunde, Dr. Otto Klok, hat kürzlich in einem Vortrag zum hundert-ten Male den Mondaberglauben vernichtet und dafür sehr wirk-same Waffen gewählt, gegen die ein Widerstand eigentlich unmög-lich erscheinen sollte. Er geht von der Frage aus, in welcher Weise der Wechsel des Mondes denn überhaupt einen Wechsel der Witter-ung sollte herbeiführen können. Das einzige, was auch für die Erde dabei sich wirklich ändert, ist die Menge des Lichtes, die sie vom Monde empfängt. Der Mond erhält aber nur eine Licht-menge, die dem 1600 000sten Teil des Sonnenlichtes entspricht. Von diesem Licht gelangt aber nur ein Teil durch Rückspiegelung auf die Erde, und daraus ergibt sich schon zur Genüge, daß diese Lichtmenge durchaus unwirksam sein muß, selbst wenn die Möglich-keit einer Wirkung auf die Atmosphäre für erwiesen gelten könnte. Der Mond sendet uns im ganzen Jahre nur so viel Licht wie die Sonne in 30 Sekunden. Außerdem wäre es auch unlogisch, einen Einfluß des Mondwechsels auf den Gang der Witterung anzu-nehmen. Dieser ist, wie jeder weiß, sehr unregelmäßig, so daß es lange gedauert hat, bis die Naturforschung mit dem ganzen Rüst-zeug der Physik und anderer Wissenschaften zu einigermaßen sicheren Wettervorausagen gekommen ist. Würde aber der Mond das Wetter wesentlich bestimmen, so müßte sich die Regelmäßigkeit seiner Wechsel auch in einem regelmäßigen Verlauf des Wetters erkennen lassen. Was man aber vom Wetter weiß, widerspricht ferner der sonst notwendigen Voraussetzung, daß seine Veränderungen auf der ganzen Erde ungefähr gleichzeitig eintreten müßten, weil ja der Mondwechsel für die ganze Erde gleichzeitig erfolgt. Wie sich die Unterschiede des Luftdrucks, Stürme, Gewitter, Regenwetter und dergleichen in der Regel von West nach Ost, aber auch in ande-ren Richtungen mit verschiedener Geschwindigkeit fortpflanzen, ist heute bekannt genug und an den täglichen Wetterarten gut zu verfolgen. Den Meteorologen hätte es gewiß weit angenehmer sein müssen, wenn der Mond das Wetter regierte, denn sie hätten sich eine außerordentliche Summe von Scharfsinn und Arbeitskraft ersparen können. Da aber der Einfluß des Mondes für die Natur-forscher eine erledigte Sache ist, so haben sie sich eben damit ab-geben müssen, die Bewegungen der Atmosphäre, die Verhältnisse der Sonne und die Eigenschaften ihrer Strahlen, den Einfluß der Erddrehung, die Bedeutung der Verteilung von Land und Wasser auf der Erdoberfläche und viele andere Fragen auf genaueste zu studieren, um so einigermaßen sicheren Grundlagen für eine Wettervorausage zu gelangen.

Wenn trotz dieser großen Leistung der Meteorologen, die sich etwa auf das letzte halbe Jahrhundert verteilt, noch heute der Mondaberglaube so kräftig blüht, kann dieser nur durch Vererbung erklärt werden. Der Aberglaube hat sich eben in diesem Fall wie in anderen durch Jahrhunderte im Menschengeschlecht fortpflanzt. Er gehört in dieselbe Klasse der Vorstellungen wie die Furcht vor dem Freitag oder vor den Dreizehn bei Tisch, ist übrigens auch auf viele andere Zusammenhänge außerhalb des Wetters verbreitet. Dazu gehört die Vorstellung vom dem verhängnisvollen Einflusse des Mondlichts, wenn es einen Schlafenden oder Kranken bescheint, auf die Vergiftung von Fischen durch das Mondlicht und vieles andere. Der Mondaberglaube erstreckt sich eben seit ältester Zeit auf alles, auf Mensch und Tier, auf Lebendes und Unlebendes.